

Zeitschrift: Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Fernseh- und Radioarbeit
Band: 23 (1971)
Heft: 7

Rubrik: TV-Tip

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ulf Sterner als alten, müden Mann bezeichnen, dann hat nicht nur der Frühling begonnen, dann ist auch Eishockey-Weltmeisterschaft. Das ist die Zeit, in der sonst pflichtbewusste und unbescholtene Bürger aus dem Häuschen geraten, die Bildröhren bis in die späte Nacht hinein heisslaufen lassen und tagsüber nur noch von Crosscheck, Penalty-Killing, Redline-Offside und unerlaubten Befreiungsschlägen sprechen. Das ist die Zeit des kleinen, schwarzen Kobolds – im Fachjargon Puck genannt – dem harte Männer auf nicht minder hartem Eise nachjagen, auf dass er, der Kobold, möglichst bald im Tornetz des Gegners zapple. Das Ereignis fand dieses Jahr in der Schweiz statt, vor allem in Bern und Genf. So hatte sich denn auch das Schweizer Fernsehen ins Getümmel zu werfen. Es musste dabei sein, nicht nur um die helvetischen Konzessionäre mit Bildern von den Eishockeyschlachten zu versorgen, sondern nicht minder auch, um der Nachfrage aus dem Ausland gerecht zu werden. Es kann im Nachhinein nicht schaden, kurz darüber Bilanz zu ziehen, wie sich das Schweizer Fernsehen dieser nicht ganz einfachen Aufgabe entledigt hat. Sport ist die wichtigste Nebensache der Welt und seine Übertragung am Bildschirm, machen wir uns doch nichts vor, das Hauptargument Unzähliger für den Kauf eines Flimmerkastens. Sportübertragungen sind für die Fernsehanstalten fast immer Erfolgssendungen. Die Reportage eines internationalen Fussballspiels, eines Boxkampfes oder eines Skirennens lockt Heerscharen vor die Apparate. Ja, der Sport ist für das Fernsehen eine so sichere Sache geworden, dass seine Präsentation oftmals mit der linken Hand, um nicht zu sagen schludrig besorgt wird. Das Magazin «Sport 71» der Schweizer TV – im Volksmund längstens als Furglers «Pannennmagazin» bezeichnet – ist ein sprechendes Beispiel dafür.

Das Schweizer Fernsehen hat – was die Bildübertragung betrifft – gute Arbeit geleistet, wobei zu bemerken ist, dass in der neuen Eishalle in Bern die wesentlich günstigeren Voraussetzungen bestanden als in Genf, wo die Hauptkamera zu hoch über dem Spielfeld postiert war und gleichzeitig die nötige Distanz zum Schauplatz der Ereignisse fehlte. Dass Eishockey, vor allem wenn es von den Weltbesten gespielt wird, eine ungeheuer schnelle Sportart ist, wird mancher der beschäftigten Kameramänner festgestellt haben. Gerade zu Beginn der WM gelang es ihnen nicht immer, den Puck im Bild zu behalten. Dafür war der Regie ein gewisses Flair für das Einfangen von Stimmungsbildern nicht abzusprechen. Da sah man lippennagende, um den Sieg bangende Fans in Grossaufnahme, Spieler auf der Strafbank, denen die Nerven zu zerreißen drohten, und Mannschaftsbetreuer, die wie gefangene Raubtiere auf und abliefen, kurz all das, was eben den Zauber eines sportlichen Grossereignisses ausmacht. Nicht im Bild – oder zumindest nur bruchstückhaft – erschien die Demonstration der separatistischen

Jugendgruppe Bélier, die den letzten Seitenwechsel im Match Schweden-Tschechoslowakei dazu benutzten, eurovisionsweit auf ihre Sorgen aufmerksam zu machen. Beschämt schwenkten die Kameras auf die Dachkonstruktion der Allmend-Eishalle und verpassten damit die von einem untrüglichen Gespür für Publicity zeugende Demonstration der jurassischen Hitzköpfe. Ein Sportanlass dürfe nicht für Propagandazwecke missbraucht werden, meinte der Kommentator Jean-Pierre Gerwig mit bewegter Stimme, deshalb wolle man lieber wegschauen. Worauf zwei Eisreinigungsmaschinen mit der Aufschrift «co-op» ins Fernsehbild fuhren...

Auf der Strafbank sassen nicht nur wildgewordene Eishockeyspieler, sondern auch TV-Sportkommentator Ernst Hui, seines Zeichens Spezialist für den Sport mit Krummstock und Puck. Weil er zuvor im TV-Sportmagazin lauthals und etwas überdeutlich seine persönliche Ansicht über einen schweizerischen Eishockey-Funktionär kundgetan hatte, welcher nicht zu einem Interview erschienen war, verknurrte ihn das Fernsehen zu einer Zwangspause von einem Monat. Leider: denn weder Jan Hiermeyer noch Jean-Pierre Gerwig vermochten die Kapazität, die auch fernsehgerecht zu kommentieren weiss, zu ersetzen. Hiermeyer entledigte sich zwar seiner Aufgabe ordentlich, ohne dass er indessen den Fernsehzuschauer mitzureissen vermochte. Seine Sternstunde hatte er zweifellos während eines etwas flauen Nachmittagsspiels, als er die Hausfrauen beispielhaft in die für Laien nicht ganz einfachen Spielregeln einführte. Mancher geplagte Ehemann wird es ihm zu danken wissen, gibt es doch nichts Ärgerlicheres, als beim Stande von 2:2 im Match CSSR-UdSSR während einer turbulenten Torszene der Angetrauten die Offsideregeln erklären zu müssen, Ausnahmen inbegriffen. Mit «oi, oi, oi, ei, ei, ei» und ähnlichen Lauten kämpfte sich Jean-Pierre Gerwig über seine Informationslücken hinweg, gab Spielern, die jedem einigermaßen konzentrierten Zuschauer längst bekannt waren, den falschen Namen und mühte sich im übrigen redlich damit ab, «nicht den Richter zu spielen». Dass die US-Boys im Spiel gegen die Westdeutschen so sang- und klanglos eingingen und wie tolpatschige Bären auf dem Eis herumpurzelten, weil sie vor dem Spiel an drei Empfängen und an einem Fondue-Essen (vermutlich ohne Tee) teilgenommen hatten, dass der schwedische Goalie Abrahamsen sich in einem Match zwei- oder dreimal an der Bande pflegen lassen musste, weil ihm vor der Begegnung ein Puck ins Gesicht geflogen war, das erfuhr der Zuschauer nur, wenn er den Westschweizer Sender eingeschaltet hatte. Überhaupt hoben sich die Kommentatoren aus der Römandie durch ihre Sachlichkeit, die nüchterne Berichterstattung und die Vermittlung zahlreicher Background-Informationen, die nun einmal das Salz jeder Reportage sind, wohlthuend ab. Doch wozu hadern? Sport ist ja nur eine Nebensache. Die wichtigste der Welt allerdings.

Urs Jaeggi

TV-TIP

8. April, 19.10 Uhr, ZDF

«... und gib uns unser täglich Brot»

Der Alltag einer amerikanischen Farmerfamilie steht im Mittelpunkt der Geschichte: Der Mann bewirtschaftet allein mit modernsten Maschinen seine riesigen Getreidefelder, die Frau kümmert sich um den Haushalt und das Kind. Abends geht der Mann in den Ort, trinkt sein Bier, spielt etwas Billard. Wenn er nach Hause kommt, hat die Frau das Kind ins Bett gebracht, die Küche aufgeräumt. Man sitzt noch kurz zusammen, sieht noch einmal nach dem Vieh, geht dann schlafen. Ein Besuch auf dem Jahrmarkt gehört zu den seltenen Unterbrechungen eines eintönigen Kreislaufs. Dieses Fernsehspiel ist die suggestive Zustandsschilderung eines öden Lebens, das von einer Farmerfamilie als gottgegeben akzeptiert wird, ohne Aufbegehren, fast ohne Ahnung von anderen Existenzmöglichkeiten. Victor Nunez erhielt für diesen Film auf dem IV. Nationalen Studentenfilmfestival New York 1969 den ersten Preis in der Kategorie «Dramatische Filme».

9. April, 14.30 Uhr, ARD

Isenheimer Altar

Ein Film von Georgia van der Rohe

Das Werk von Matthias Grünewald, der heute als ein Künstler ersten europäischen Ranges gilt, war jahrhundertlang so gut wie unbekannt. Es ist kein Zufall, dass die Wiederentdeckung des Malers in die Zeit um 1920 fällt, in die Blütezeit des deutschen Expressionismus. Über das Leben Grünewalds weiss man auch heute noch verhältnismässig wenig; er scheint um 1460 in Würzburg geboren zu sein, war am Hof des Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz in Aschaffenburg tätig und starb 1528 in Halle. Der Name Grünewald ist eine spätere Zuschreibung, die sich inzwischen als falsch herausgestellt hat. Der Maler hiess Matthias Nithardt, vielleicht auch Gotthardt. Dem Mangel an biographischen Kenntnissen steht das überwältigende Werk gegenüber. Das Hauptwerk Grünewalds sind die Altartafeln aus dem ehemaligen Antoniterkloster in Isenheim im Elsass. Sie befinden sich heute im Museum Unterlinden in Colmar. Die Filmkonzept-

tion von Georgia van der Rohe verzichtet auf kunstwissenschaftliche und ikonographische Erklärungen. Das malerische Werk des Isenheimer Altars wird als nur Erlebbares dem beobachtenden Auge unmittelbar lebendig und wahrnehmbar gemacht. Musik aus den Werken von Olivier Messiaen unterstützt die rein optische Interpretation.

9. April, 15.00 Uhr, ARD

«Away from England»

Minderheiten in Europa

In einer Zeit, in der Ideologien, Weltanschauungen und wirtschaftliche Expansion als die Hauptursachen politischer Gegensätze gelten, mutet es fast altmodisch an, wenn vom Kampf der Minderheiten gesprochen wird. In Wahrheit allerdings ist gerade in vielen jener Staaten der Dritten Welt die Minderheitenfrage, der Status der Minderheiten, ein Problem, das eng mit der Entwicklung, ja mit dem Überleben mancher Staates zusammenhängt. Biafra ist das markanteste Beispiel der jüngsten Zeit gewesen. In Europa galt als das kritische Gebiet der Minderheiten, zumindest bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, das unter dem geographischen Begriff «Mitteleuropa» bezeichnete Gebiet. Südtiroler, Sudetendeutsche, die ukrainische Minderheit in Polen, die Mazedonier in Jugoslawien, vielleicht die Jurassier im bernischen Jura. Die Siebenbürgen-Deutschen signalisierten, was unter Minderheiten zu verstehen ist und welche explosive Wirkung von diesem Begriff ausgehen kann.

Ein Minderheitenproblem gibt es auch in Grossbritannien. Es konzentriert sich auf drei Gebiete: Nordirland, Schottland und Wales. Die bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen in Nordirland bedürfen keiner Erläuterung. Eine irische Minderheit, konfessionell geprägt, hat andere Vorstellungen vom Staat als der für Grossbritannien votierende protestantische Teil der Bevölkerung. Die Schotten haben niemals ganz vergessen, dass sie über Jahrhunderte in einem eigenen Staat wohnten. Ihre Unabhängigkeitsbewegung ist nicht radikal, sie hat dennoch Profil. Die Schotten erstreben zumindest Autonomie. Andererseits weisen die Engländer in London nicht ohne Schmunzeln darauf hin, dass in der Regel die Mehrzahl der Kabinettsminister und der Beamten in der höheren Bürokratie Schotten seien. Aussenminister Douglas-Home ist im Augenblick ein markantes Beispiel für diese Behauptung.

In Wales, dem Armenhaus Grossbritanniens, hat die Unabhängigkeitsbewegung nicht zuletzt wirtschaftliche und soziale Motive: Man fühlt sich von der Zentrale, von London, und damit von den Engländern vernachlässigt. Wie

ernst diese Bestrebungen in Schottland, Wales und Irland zu bewerten sind und wie ernst die Parole «Away from England» zu nehmen ist, versucht Ralph Giordano in seinem Film zu beantworten.

9. April 20.05 Uhr, DSF

Fünfundsechzig

Fernsehspiel von Alfred Bruggmann

«Das Leben beginnt mit fünfundsechzig», sagen gewisse amerikanische Reklameslogans. Wenn es so wäre, würde man es gar nicht sagen. Es wird gesagt, weil es anders ist. Mit fünfundsechzig hört das Leben auf. Mit fünfundsechzig wird der Mensch ausrangiert und zum alten Eisen geworfen. Die Konsumgesellschaft gibt dem Ausrangierten eine Abfindungssumme, damit er ruhigbleibt. Eine Pensions, damit alles in Ordnung sei. Die junge und die mittlere Generation wollen ruhig und gesund schlafen. Sie beruhigen ihr Gewissen mit der Altersrente, welche sie auszahlen. Bert Brecht sagte einmal, es sei sehr selbstsüchtig, den Jungen Schulen zu bauen, denn das ist eine rentable Kapitalanlage. Selbstlos wäre es, den Alten Schulen zu bauen, denn die Alten sind ein Reinverlust.

Alfred Bruggmann sagt das alles in seinem Stück «Fünfundsechzig», ohne es auszusprechen. Er schrieb für das Schweizer Fernsehen ein bedrückendes Stück, in dem einem die Lust am Altwerden vergeht. Er rät uns, das Leben zu geniessen, bevor wir dazu Zeit haben. Wenn wir einmal dazu Zeit haben werden, ist es zu spät. Der Held in Bruggmanns Fern-

«Der Bürger als Edelmann»

von Molière: Cornelia Froboess als Lucile und Klaus Wildbolz als Cléanthe

sehspiel «Fünfundsechzig» lebt ein Leben des Verzichts. Alle seine Sehnsüchte spart er auf «...wenn ich einmal pensioniert bin». Der Traum von der wohlverdienten Freiheit und Freizeit ist ein Selbstbetrug. Mit dieser Freiheit ist es schwer fertigzuwerden. Frei ist nur, wer irgendwo nötig ist. Wenn man niemandem mehr nötig ist, gibt es keine Freiheit mehr. Nur noch Einsamkeit. Die Freiheit ist in der Perspektive, in der Hoffnung, etwas zu verwirklichen.

Die junge und vor allem die mittlere Generation sind zu grausam, sich das Alter vorzustellen. Und auch zu phantasielos. Sie denken an tausend Sachen. Aber nicht daran, wie man den Alten eine Perspektive geben könnte. Wenn man alt ist, ist man weise. Aber niemand will diese Weisheit. Im Gegenteil, man sichert sich ab gegen die Weisheit der Alten, indem man ihnen den Mund stopft. Mit einer Pension. Und so kommt es, dass die Weisheit nutzlos ist. Und das Alter auch. Alfred Bruggmann wirft alle Fragen auf und überlässt es dem Zuschauer, sie zu Ende zu denken. Ein sehr wichtiges Stück. Ein sehr unerquickliches Stück, wenn man den Mut hat, darüber nachzudenken.

11. April, 20.15 Uhr, DSF

Der Bürger als Edelmann

Komödie mit Tänzen von Molière, frei übersetzt von Hugo von Hofmannsthal

Mittelpunkt der Komödie «Der Bürger als Edelmann» von Molière ist der reiche Bürger Jourdain, der es dem Adel gleich tun möchte. Graf Dorante will ihn mit einer Marquise bekannt machen und pumpt unentwegt Geld von ihm. Jourdain's Tochter Lucile, die Cléanthe liebt,



soll auf Wunsch des Vaters Gräfin werden und nicht Cléanthe, sondern einen Edelmann heiraten. Als Türke verkleidet, berichtet Covielle, der Diener des Cléanthe, Herrn Jourdain, dass der Sohn des Grosstürken um die Hand seiner Tochter anhält und dafür seinen zukünftigen Schwiegervater zum Paladin des Grosstürken ernennen will. Zu einem grossen Souper bringt Graf Dorante Gäste und die Witwe Dorimène, die er als Frau Marquise ausgibt, mit. Nach dem Einmarsch der Türken und des Mufti, der von Derwischen begleitet wird, beginnt die Zeremonie, bei der Jourdain zum Mamamuschi ernannt wird. Cléanthe, verkleidet als Sohn des Grosstürken, kniet mit seiner Lucile vor Jourdain und dem Notar, und der Ehekontrakt wird unterzeichnet. Schliesslich wird Jourdain mitgeteilt, dass es besser wäre, über alle Vorgänge zu schweigen und so zu tun, als ob er nur ein Bürger wäre. Jourdain meint dazu, dass es sicherlich viele neidische Menschen gäbe, die ihm den Mamamuschi ohnehin nicht glauben und sagen würden, alles sei nur Theater gewesen, nichts als Komödie.

Molières Ballettkomödie «Der Bürger als Edelmann» stellte Hugo von Hofmannsthal ursprünglich – in einer kürzeren Fassung – als Vorspiel der Oper «Ariadne» von Richard Strauss voran. Nach dem geringen Erfolg dieser ersten «Ariadne»-Fassung schrieb Hofmannsthal ein eigenes neues Vorspiel zu der Oper. Erst Jahre später bearbeitete er das vollständige Original Molières – ohne die Oper «Ariadne» – als «Komödie mit Musik», zu der Strauss seine Orchester- und Tanznummern der ersten Fassung um einige Stücke vermehrte. In dieser Form fand die Musik von Strauss auch als Orchestersuite Eingang in die Konzertsäle. Mit Charme und Esprit umrankt sie die Vorgänge der Molièreschen Komödie, verwendet Melodien aus der Originalmusik von Lully und zeichnet mit knappen Strichen aparte Charakterstücke.

13. April, 20.20 Uhr, DSF

Bei Robert Siodmak zu Gast

Link mit Heiner Gautschy in Ascona

«Das ist der letzte Schinken, den ich mache», klagte Robert Siodmak (71) nach einem kleinen Unfall bei den Dreharbeiten zu Artur Brauners Monsterfilm «Kampf um Rom» im Jahre 1968. Die Frage, weshalb er den Film denn drehe, beantwortete er einem Journalisten gegenüber mit dem gequälten Ausruf: «Ja, das frage ich mich auch jeden Tag!» Nach der Arbeit an diesem Spektakelstück, der «zum grössten deutschen Film, seitdem Deutsche Filme machen» (Artur Brauner) werden sollte, zog sich Siodmak in den Kanton Tessin zurück. Dort hat er für seine «späten Tage» Wohnsitz genommen. In Berlin ist er zur Welt gekom-

men, dort ist er aufgewachsen und hat die Schule besucht. Eine Zeitlang studierte er an der Universität Marburg, wurde Schauspieler und Theaterspielleiter, Drehbuchautor und Filmregisseur. 1929 drehte er zusammen mit Billy Wilder den Film, der noch heute als «Klassiker» gilt: «Menschen am Sonntag.» Für ihn wie für Wilder wurde diese filmische Beschreibung eines Sonntags in Berlin zum Sprungbrett in eine grosse Karriere. In Deutschland drehte Robert Siodmak in der Folge Filme wie «Sturm der Leidenschaft» (1931), mit Emil Jannings, und «Brennendes Geheimnis» (1933) mit Willi Forst. Bei der Machtübernahme der Nationalsozialisten verliess er Deutschland. In Frankreich machte er Filme wie «Vie parisienne» (1935) und «Pièges» (1939) mit Maurice Chevalier. Dann ging er als Emigrant nach Hollywood.

In der Filmmetropole der Amerikaner hat sich Robert Siodmak, ähnlich seinem Kollegen Billy Wilder, und anders als manche sensiblere Künstler, schnell durchgesetzt. «Er fällt immer auf, sei es in den Ateliers der Universal-International, wo jedermann seinen voluminösen Gesichtserker, seine Brillen mit den dicken Gläsern, sein spärliches Haar und sein gemütliches Wesen kennt, sei es in den Kinos theatern der Welt, wo seine 'Thriller' den Freunden des guten Kriminalfilms immer etwas Besonderes bieten», schrieb damals ein Journalist. In Hollywood drehte Siodmak zuerst bei der Paramount «West Point Widow» und «They Fly By Night» (1941/42), dann machte er für Universal (um nur einzelne Beispiele zu nennen) «Son of Dracula» mit Lon Chaney junior und «Phantom Lady» mit Ella Raines. Bekanntere Filme aus seiner Hollywoodzeit sind «The Suspect» mit Charles Laughton, «The Spiral Staircase» («Die Wendeltreppe») mit Dorothy McGuire, «The Dark Mirror» mit Olivia de Havilland sowie «The Killers» nach der Hemingway-Novelle. In den Nachkriegsjahren wieder nach Deutschland zurückgekehrt, drehte Robert Siodmak zum Teil bemerkenswerte Filme, wie «Nachts, wenn der Teufel kam», «Die Ratten», «Mein Schulfreund» und «Tunnel 28».

13. April, 21.00 Uhr ARD

Ein Mordanschlag

Von Zdenek Bláha nach Motiven einer Erzählung von Karel Capek

Nur wenige Jahre trennen Professor Peter Garnet, Leiter einer Klinik in Prag, von seiner Pensionierung. Er glaubt mit seinem arbeits- und erfolgreichen Leben zufrieden sein zu dürfen. In seinem behaglichen Heim lebt er in der Hoffnung auf ein ruhiges Alter – in einem scheinbar ungefährdeten Glück. Eines Abends fällt durch das Fenster seines Wohnzimmers ein Schuss, der ihn aber verfehlt. Entgegen der Meinung der Kriminalpolizei hält der Professor diesen Schuss zunächst für ei-

nen Zufall. Dann aber stirbt seine über alles geliebte Katze an Gift, und er wird unsicher. Die Hauptfrage ist nun: Wer kann Interesse an seinem Tod haben? Er beginnt in seiner engsten Umgebung nach Mordmotiven und nach dem Täter zu suchen.

Der tschechoslowakische Autor Zdenek Bláha schrieb das Originalfernsehspiel nach Motiven einer Erzählung von Karel Capek. Vom Genre her könnte man es als Psychogramm bezeichnen, obwohl es zunächst wie ein Kriminalspiel anmuten mag. Es geht hier aber um die geistige und physische Verfassung und Haltung eines Menschen, der mit einem Ereignis konfrontiert wird, das zuerst sein Bild von der Umwelt in Frage stellt, dann aber Anlass dazu wird, sich selber neu zu sehen. Der unmittelbare Anlass, der ominöse Schuss durchs Fenster, ist also nicht im kriminalistischen Sinne interessant, sondern nur als Ausgangspunkt für die folgende Entwicklung des betroffenen Menschen, des Medizinprofessors Garnet. Es ist schliesslich im Grunde sogar gleichgültig, ob überhaupt geschossen wurde oder nicht – und es ist ganz folgerichtig, dass Professor Garnet nach der Katharsis des psychischen Zusammenbruchs sein Krankenhaus verlässt, ohne dem Kriminalbeamten zuzuhören, der ihm die so oder so banale Aufklärung des «Falles» vortragen will. Für ihn ist unwichtig, ob und wie ein zufälliger Schuss gefallen ist, ob und wie Gift in die Milch für die Katze geriet oder irgendein Mann Unfallflucht beging. Es ist für ihn nur noch wichtig, aus der Erkenntnis falscher Selbst- und Umwelteinschätzung heraus zu einer persönlichen Lösung zu kommen, das heisst, die unreflektierte Saturiertheit, die unbewusste Selbstherrlichkeit endgültig in Frage zu stellen, sich aus der klischeierten Haltung gegenüber den Mitmenschen zu lösen und sich sozial, psychisch und geistig neu zu definieren. Thema des Fernsehspiels ist also die gefährdete Beziehung des Einzelmenschen zu seiner sozialen Umgebung – dargestellt am Fall eines selbstwerthypertrophierten Egozentrikers in einer irrational autoritär beanspruchten Herrschaftsposition.

14. April, 21.00 Uhr, ZDF

Sterben

Fernsehfilm von Leopold Ahlsen

Wie verhält sich ein Mensch, wenn er erfährt, dass ihm nur noch eine kurze Spanne Zeit zu leben vergönnt ist? Wie gestaltet sich sein Verhältnis zur Umwelt, zu Freunden, zur Geliebten? – Das ist Ausgangspunkt in Arthur Schnitzlers 1894 veröffentlichter Erzählung «Sterben». Felix, noch nicht einmal 30 Jahre alt, seit geraumer Zeit leidend, sucht Gewissheit bei einer medizinischen Kapazität. Er erklärt: Nur noch ein Jahr höchstens hat er zu leben. Nach anfänglichen Versuchen, die Sache abzutun, nicht zur Kennt-

nis zu nehmen, steigert Felix sich mehr und mehr in seine Rolle als «moribundus» hinein. Marie, seine Geliebte, soll fort. Sie will nicht; sie will mit ihm sterben. Bei einem Erholungsaufenthalt am See beginnt eine Zeit verklärter Ruhe. Alte Liebesstunden werden wieder wach. Aber dann kommt langsam etwas Fremdes zwischen Felix und Marie. Er entgleitet ihr, sie ihm: Sie gehört ja dem Leben. Und der Wunsch kommt in ihm auf: Marie möchte wirklich mit ihm sterben. Er möchte den grässlichen Gang, vor dem er furchtbare Angst hat, nicht allein unternehmen. In ihr aber ist neue Lust zum Leben erwacht. Sie harrt zwar aus, aber längst hat sie sich von Felix gelöst, noch ehe er stirbt.

Aus Schnitzlers Autobiographie «Eine Jugend in Wien» wissen wir, dass der Dichter sich schon in jungen Jahren mit dem Problem des Sterbemüssens beschäftigte. Er schildert dort eine Begebenheit, in der der 13jährige «des Begriffs Tod zum erstenmal mit ahnendem Schauer inne wurde». Als 24jähriger wird Schnitzler, tuberkuloseverdächtig wie sein Held Felix, nach Meran zur Ausheilung geschickt. Möglicherweise hat Schnitzler, der ursprünglich Arzt war, ähnliche Krankheitsfälle während seiner medizinischen Tätigkeit kennengelernt. Doch ist ihm das Krankheitsbild relativ unwichtig. Als Erzähler interessiert ihn allein der Seelenzustand, das psychologische Verhalten seiner Figuren in einer extremen Situation. Das zeigt Schnitzler als nahen Verwandten von Siegmund Freud, der genau wie er den Beruf des Arztes ins Weltanschaulich-Humanistische ausgeweitet hat. Leopold Ahlsen hat sich bei seiner Adaption filmischer Mittel bedient und die Bewusstseinssebenen der drei Hauptfiguren – neben Felix und Marie tritt Alfred, ein junger Mediziner – ins Optische transportiert. Das Schwergewicht liegt nicht auf einer Handlung im herkömmlichen Sinne, sondern auf inneren Monologen, durch die Seelenzustände transparent gemacht werden.

18. April, 22.10 Uhr, ARD

Chaos in Schwarz

«Hommage to New York» nannte der Schweizer Künstler Jean Tinguely eine zehnmal zehn Meter grosse Plastik, die er 1960 im Garten des «Museum of Modern Art» aufstellte: Vor 250 Gästen und zahlreichen Kameras zerstörte das von 15 Motoren getriebene Kunstwerk sich selber: Diese Skulptur, diese Aktion, machten Tinguely zu einer der bekanntesten – und umstrittensten – Persönlichkeiten der modernen Kunst. Tinguelys heutige Werke sind sich bewegende – kinetische – Skulpturen, entstanden aus Schrott, aus toten, zerlegten Maschinen. Sie bewegen sich mit bewundernswerter Präzision nach Plänen, in denen ihre Bewegungsabläufe vom Künstler vorkonzipiert, programmiert sind. Zu seinen Konstruktionen gehören Zeichenmaschinen, die auf Knopfdruck abstrakte Bilder malen, Ge-

räuschmaschinen, wie etwa die berühmte «Heureka» von der Expo in Lausanne, die nun den Zürchern wegen ihres infernalischen Lärms Kopfzerbrechen machte, oder neue wasserspeiende Plastiken. Gerd Winkler porträtiert den ungewöhnlichen Skulpteur, dessen Ideen der modernen Kunst neuen Aufschwung gegeben haben.

19. April, 20.20 Uhr, DSF

Gezeiten

Fernsehspiel von Helga Feddersen

Mit ihrem zweiten Fernsehspiel «Gezeiten» führt Helga Feddersen die Zuschauer in die Arbeitswelt der Männer an Bord ihrer Schiffe. Der wohlbeleibte Schiffskoch Gustav Andresen, mit 45 Jahren noch jung verheiratet, erfährt an Bord der «Brunsland», dass er Vater eines strammen Gustav geworden ist. Seine Frau Elli versucht, ihn als Gastwirt an Land zu ziehen. Doch vor lauter Gram über einen so unstandesgemässen Broterwerb verliert Gustav seine kugelförmige Berufsfigur. Je schöner Elli aufblüht, desto mehr verfällt der griesgrämige ehemalige Schiffskoch. Es gibt auch eine Wiederbegegnung mit der von der Liebe so grausam enttäuschten Lore Elvers. Nach längerem Zögern und innerem Kampf mit sich selber wagt sie den kühnen Sprung aus dem Seemannsfrauenheim auf einen holländischen Kümo (Küstenmotorschiff), dessen «Schipper» mit über fünfzig Jahren im besten Mannesalter steht.

Peter Bröhan fährt als Erster auf der «Brunsland». Seine junge Frau Yvonne, Laborantin in einer Zementfabrik in Itzehoe, besteht darauf, dass er sein Kapitänspatent macht. Das ist ein dicker Brok-

ken für Peter, der mehr ein Mann der Praxis als der Theorie ist. Aber schliesslich hält er das heissersehnte Dokument dann in Händen. Doch ist die Freude nur kurz – die «Brunsland», auf der er wieder angeheuert hat, fährt ohne ihn ein.

RADIO

Radiowerbung in der Schweiz?

Matthias F. Steinmann: «Radiowerbung in der Schweiz?» Berner Beiträge zur Nationalökonomie, Band 12, Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart, 1970

Während unser Fernsehen seit Jahren mit und von der Werbung lebt, während man sogar schon wieder von einer neuen Ausdehnung der Werbezeiten spricht, während in allen unseren Nachbarländern nicht nur Fernseh-, sondern auch ein Teil der Radioprogramme mit Werbegeldern finanziert werden, ist die Einführung der Radioreklame bei uns noch nicht ernstlich in Diskussion gezogen worden. Der Bundesrat hat verschiedentlich zu verstehen gegeben, dass er auf jeden Fall nicht daran denkt,

Kurt Ehrhardt (links) und Gert Keller in Zdenek Bláhas Fernsehspiel «Ein Mordanschlag»

